Ein Stündchen in der Welt der Bücher.

Humoristische Plaudere i von Edwin Bormann.

Herr Kneller, glücklicher Besitzer der Buchhandelsfirma J. C. H. Kneller & Sohn, steht an seinem Ladentische und schlägt langsam in einem Buche Blatt für Blatt um.

„Na, alter Freund, was treiben Sie denn da?" ruft ihm verwundert der Medizinalrat Scholtze zu, der eben das Geschäftslokal betreten hat.

Feierlich hält Herr Kneller einen Radirgummi empor.

„Ich entferne vermittelst dieses Reinlichkeitsinstrumentes aus einer zur Ansicht ausgesandten Novität die Fingerspuren."

„Was?! Zeigen Sie mal her! Ei pfui der und jener! Und so was wagt man, Ihnen zurückzuschicken? Warum lassen Sie sich das bieten?"

„Verehrter Gesundheitsrat, der Buchhandel ist und bleibt eine schwere Sache. Wenn ich jedem meiner Kunden so deutlich kommen wollte, wie Sie verlangen, so wüchse nach einem Vierteljahre Gras auf der Schwelle meiner Ladentür. Das Buch wird mir von einer der reichsten Damen der Stadt zurückgesandt, zugleich einer meiner besten Kundinnen. Da muß man eben ein Auge zudrücken."

„Nun, lieber Freund, Sie haben halt wieder die Bestätigung meiner Behauptung: Die Bücher sind zu teuer, viel zu teuer! Ein neuer Roman drei, vier, fünf Mark; ein Drama, ein Bändchen Reimereien zwei Mark, zwei Mark fünfzig, und dann noch dazu blos broschiert! Sehen Sie, da lobe ich mir Reclam; der Mann versteht's Geschäft, Zwanzig Pfennig der Band. Die Mitte zwischen dem Preise eines Glases Lager und eines Glases Bayrisch. Das läßt sich allenfalls erschwingen."

„Ja, und wo bleiben die Sortimenter, wo die Autoren, wenn alle Bücher so billig verkauft würden?"

„Die Autoren? Zum Donnerwetter, muß denn so ein Kerl vom Büchermachen auch noch leben wollen?! Kann er denn das nicht so nebenher betreiben und sich im Uebrigen redlich nähren wie ein anderer vernünftiger Mensch?"

„Wir werden uns über diesen Punkt nie einigen. Was also verschafft mir die Ehre? Vielleicht das neueste Reclamheftchen gefällig?"

„Mann, wo denken Sie hin? Ich, der meistbeschäftigte Medikus der Stadt, wo soll ich die Zeit zum Lesen solcher Lappalien hernehmen? Ein einziges Reclamheft bewältigen, hieße mindestens zehn Patienten vernachlässigen. Nein; ich komme nur, Ihnen zu sagen, daß heute abend unser Schafskopfklub eine Stunde früher zu tagen beginnt. Guten Morgen, lieber Freund!"

Unterdessen ist ein ältliches Dienstmädchen eingetreten.

„Sie wünschen?" fragt höflich Herr Kneller.

„Einen schönen Gruß von der Frau Kommerzienrätin, und sie ließe um die sämtlichen Werke bitten."

„Schön," spricht Herr Kneller leise lächelnd, „aber die sämtlichen Werke von wem?"

„Nun, die Frau Kommerzienrätin will sie dem Herrn Kommerzienrat zum Geburtstage schenken."

„Sehr wohl. Also dürften es vielleicht Shakespeares sämtliche Werke sein? Oder Schillers sämtliche Werke?"

„Wie sagten Sie? Schäcksbie —? Ja, das könnte sein. Ist das nicht eine Gipsfigur? Den hat man bei uns sehr gerne! Ich muß ihn alle acht Tage abstäuben und alle halbe Jahre einmal gründlich mit Seife und der Bürste waschen."

„Ja, aber sind Sie Ihrer Sache auch sicher? War es nicht doch etwa Schiller?"

„Schiller, Schiller?! Das wäre auch möglich. Unser Kommerzienrat trägt nämlich zwei Sorten Stehkragen. In einer steht Moltke und in der andern Schiller gedruckt. Ja, für Schiller sind wir auch sehre."

„Da ist es doch auf alle Fälle besser, Sie fragen noch einmal zu Hause und kommen heute nachmittag wieder. Meine Empfehlung an die Frau Kommerzienrätin!"

Ein junger Mann mit dem ersten Anfluge eines Bärtchens auf der Oberlippe ist schüchtern eingetreten und hat artig gewartet, bis die ältliche Hausdienerin verschwunden ist.

„Gestern hat wieder einer danach gefragt," flüstert ihm der Ladenbesitzer verbindlich lächelnd zu.

„Schön, schön. Vor vier Monaten sind meine „Märzveilchen" erschienen. Waren es zwei oder drei Exemplare, die Sie damals verkauften?"

„Drei. Das eine Ihrer Frau Tante, das andere . . ."

„Schon gut, schon gut. Und im Laufe des nächsten Vierteljahres bereits wieder zweimal danach gefragt! Das läßt auf ein gutes Weihnachtsgeschäft schließen, und vielleicht auf ein brillantes zur Reisesaison" —

„Mensch!" ruft plötzlich eine tiefe Baßstimme dazwischen, daß beide erschreckt zusammenfahren, und der Jüngling ohne Weiteres das Lokal verläßt.

„Mensch, wie können Sie sich erdreisten und ein solches Schundbuch wie das neueste von Professor Hasenschnäuzel ins Schaufenster legen?! — Sie wissen, daß ich Hasenschnäuzel schon vor drei Jahren literarisch unmöglich gemacht habe. Hasenschnäuzel existiert für die Wissenschaft nicht mehr! Und jetzt wagen Sie es . . . .! Senden Sie mir heute noch Ihre Vierteljahrsrechnung! Als Kunden haben Sie mich zum letzten Male gesehen!"

Krachend fällt die Türe hinter ihm ins Schloß.

Eine junge Dame mit tief über die Ohren gekämmtem Haar fragt mit schmachtender Stimme: „Könnte ich etwas Modernes haben? Ich schwärme für das Moderne! Und nur für das Moderne! Wie kann man nur überhaupt noch etwas anderes lesen, als Modernes?!"

„Hier, das Neueste von Maeterlinck!"

„Maeterlinck? Wann ist das erschienen?"

„Vor etwa vier Wochen."

„Ach nein, dann ist es doch wohl nicht mehr modern genug für mich. Ich will mich lieber wo anders erkundigen."

Während des Besuchs der jungen Dame ist der Briefträger eingetreten und hat einen Brief auf die Ladentafel gelegt. Aber schon steht eine feingekleidete Fünfzigerin vor Herrn Kneller und beginnt mit näselnder Stimme: „Ich möchte für meine Tochter, die Frau Baronin von Bommsdorff, den neuesten Gynäkologischen Kalender von Weimar haben."

„Gnädige Frau wünschen ohne Zweifel den Genealogischen Kalender von Gotha. Hier ist er. Macht sieben Mark."

„Ah, sieben Mark? Haben Sie nicht vielleicht ein antiquarisches Exemplar?"

„Vom neuesten Jahrgange? Bedaure, gnädige Frau, nein."

„Nun, ich dächte, bei Ihnen könnte man auch niemals finden, was man sucht. Leben Sie wohl."

„Verehrter Freund! Verehrter Freund!" ruft ein kleines flinkes Männchen, das wie aus der Pistole geschossen auf den Buchhändler zuspringt. „Haben Sie schon den neuesten Literaturwitz gehört? Was ist der Unterschied zwischen einem Konfirmanden in Europa und einem Konfirmanden in Kamerun? Na?"

„Der eine ist weiß und der andere schwarz."

„Wenn's das blos wäre! In Europa kriegt ein Konfirmand die „Palmblätter von Gerok", in Afrika einen „Gehrock von Palmblättern". Prost! Prost! Hahahaha!"

Und weg ist er.

Herr Kneller greift zu dem Briefe. Eine Grafenkrone auf dem Siegel?!

„Die unterzeichnete Gräfin von Schlippenburg plant zur Hochzeit ihrer einzigen Tochter (dreihundert Personen geladen) eine Privattheatervorstellung. Man sende zu diesem Behufe umgehend 25 bis 30 Bände aus der Kollektion Reclam zur Ansicht. Nach getroffener Wahl werden von dem zu spielenden Stücke drei Exemplare bestellt werden; das andere folgt gelegentlich zurück. Porto tragen Sie . . ."

Weiter kommt der Lesende nicht, denn hier wird die Türe aufgerissen, ein Herr erscheint auf der Schwelle und ruft mit dröhnender Stimme: „Herr Kneller, in Firma J. C. H. Kneller & Sohn, wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mir unverlangte Ansichtssendungen ins Haus zu schicken, so werfe ich Ihren Boten die Treppe hinunter! Die Folgen nehme ich auf mich. Ich bin Rechtsanwalt Prümmler."

Schüchtern ist eine alte Frau eingetreten.

„Sie entscholdigen gietigst. Hamm Sie vielleicht Glowuffe auf Lager? Mei Aeltester is nämlich auf der Realschule, um da is sei heechster Wunsch . . ."

„Gewiß. Hier ist einer."

„Ach nee. So groß? Un da is gewiß viel Zeig druf, was er noch gar nicht gehabt hat. Hamm Sie nicht än Glowus von Sachsen alleene?"

„Bedaure, ist augenblicklich vergriffen."

„Na, da will ich vor Weihnachten wieder ämol anfragen."

Vier junge Mädchen kommen kichernd in den Laden: „Wir möchten ein Buch haben."

„Sehr wohl!"

„Ein Buch für eine junge Dame," beginnt die zweite.

„Für eine Kränzchenschwester," fügt die dritte hinzu, und dann fangen alle vier wieder an zu kichern.

„Und was dürfte das für ein Buch sein?"

„Nun, wir dachten, ein gebundes."

„Hier habe ich das neueste von Julius Wolff. Sechs Mark."

„Hm, hm."

„Und hier einen zweibändigen Roman aus der deutschen Vergangenheit. Acht Mark."

„Hier ein reich illustriertes Prachtwerk. Zehn Mark."

„Hm, hm."

Jetzt bringt Herr Kneller ein dickes, bunt gebundenes Buch und legt es, ohne irgend einen Titel zu nennen, auf den Ladentisch. „Vier Mark."

„Das nehmen wir!" ertönt es gleichzeitig aus allen vier Mädchenmündern.

Denn jede hatte eine Mark zum Geschenk beigesteuert.

Und so schließt der Vormittag für den vielbeschäftigten Ladenbesitzer doch nicht ohne ein wirkliches Geschäft ab. Ob dieses Geschäft die Spesen des Vormittags gedeckt hat, und was Herr Kneller außerdem dabei gewonnen hat, vermag ein gewöhnlicher Sterblicher nicht zu ergründen. Denn der Buchhandel ist und bleibt für jeden Uneingeweihten ein Mysterium.

Argentinische Bilder.

Leben und Treiben auf einer Estancia.

Ich habe immer ein unbegrenzte Hochachtung vor der Mathematik gehabt und entsinne mich noch — es ist aber auch das einzige, was mir von dieser Wissenschaft im Gedächtnis geblieben ist — des Verses, den ich unter den Namen des Verfassers meines Lehrbuches in Tertia geschrieben habe: „Ist es möglich, daß ein Mann so viel Weisheit bergen kann? Mathematik und Schafezählen haben eigentlich nichts mit einander zu tun, aber es würde mir unbändige Freude machen, den alten Professor, der mir immer „ungenügend" gab, zum ersten Male Schafe zählen und konstatieren zu können, daß er wohl in der Differenzial- und Integralrechnung ein großes Licht ist, aber im Schafezählen, im einfachen Zählen, von jedem Gaucho übertroffen wird.

Wir hatten ungefähr 6000 Schafe auf der Estancia und wollten nachzählen, um wieviel sich dieser Bestand vermehrt oder vermindert hatte. Die ganze Herde wurde in den Corral getrieben und einzeln sollten die Bählämmchen durch eine schmale Tür hinausgelassen und dabei gezählt werden. Die nicht mit besonderen geistigen Gaben ausgestatteten nützlichen Vierbeiner standen angsterfüllt an einer Seite der Umzäunung, dicht neben der Tür baumelten mit den Schwänzchen, machten „mäh! mäh!" und betätigten sich auch anderweitig mit lobenswertem Eifer, aber die Tür sahen sie nicht.

Ein älterer erfahrener Herr erspähte endlich doch die draußen lockende Freiheit, sowie das saftige Futter, und als man ihm noch ausdrücklich die Erlaubnis, sich zu entfernen, dadurch klar machte, daß man ihn an den Ohren und Locken durch den Ausgang zog verduftete er schleunigst in des Wortes wahrster Bedeutung. Eins, jawohl — eins, aber nun drängten die anderen Schafe so schnell nach, daß das Zählen zum Kopfrechnen wurde. 5, 9. 10, 13, 20, — rechts vom Eingang stand der Besitzer, links der Capataz; jeder zählte für sich und hinter ihnen standen je ein Gaucho mit gezücktem Messer. Nicht zu einem blutigen Zweck, sondern jedesmal, wenn einer der beiden Rechenmeister bis 10 gezählt hatte, hob er die Hand, und der messerbewaffnete Buchhalter machte dann einen Einschnitt in sein Hauptbuch, einen Pfosten des Corrals. Ich wollte meine Rechenkünste auch verwerten, doch wurde mein Anerbieten mit Dank abgelehnt, weil ich noch zu — dumm zum Zählen wäre und dabei hatte ich doch ein Gymnasium besucht und mein Hoflieferant in Buenos Aires hatte mir, als er von meiner Absicht erfuhr, auf den Camp zu gehen, eine Viehzähluhr aufgeschwatzt. Seitdem habe ich sie nur noch als Bieruhr benützt, denn ich kam bei meinen privatim angestellten Zählversuchen immer nur bis 20 oder 30, ohne Fehler zu machen, steckte deshalb den Knippsapparat wieder in die Tasche und beschränkte mich darauf, dem amüsanten Gebahren der Schafe zuzusehen.

Eines hatte wohl gedacht, daß vor der engen Pforte noch ein besonderes Hindernis wäre, und sprang mit einem hohen Satz durch das Tor. Die nächsten machten ihm das natürlich nach. Zwei, drei sprangen zu gleicher Zeit, überschlugen sich, und die wilde Jagd ging solange über sie weg, bis man die Türe zuschlug, wobei ein Schaf beinahe guillotiniert wurde und mit kläglichem Wehgeschrei humpelnd das Weite suchte.

Der Staub, die Hitze und das tausendstimmige Blöken machte die Arbeit nicht angenehmer, und wir waren froh, als die Geschichte bald zu Ende zu sein schien. — Auf einmal aber kam Leben unter die Gauchos. Hier war ja eine herrliche Gelegenheit zum Wetten; die durfte man sich doch nicht entgehen lassen.

Um wieviel hatte sich die Herde vermehrt oder vermindert? — Wer war beim Zählen zu einem höheren Resultat gekommen, der Estanciero oder der Capataz? Wieviel Schafe fehlten noch, um das letzte Hundert voll zu machen? Da konnte man ja vier, fünf Wetten zugleich abschließen. — Ueberhaupt das Wetten! Groß und Klein, Alt und Jung wettet bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit. Wir hatten einmal versehentlich eine trächtige Kuh geschlachtet und die beiden Kinder des Hausherrn, ein Junge und ein Mädel von fünf und sechs Jahren wetteten sofort um 10 Cents, ob das ungeborene Kalb männlichen oder weiblichen Geschlechts sei. — Der Bengel gewann, und das Mädel bezahlte seine 10 Cents nicht ohne über sein Pech so fließend spanisch zu schimpfen, daß ich neiderfüllt und mit aufrichtiger Bewunderung zu ihm herabsah.

Das Schaf ist bekanntlich eins der nützlichsten Geschöpfe. Alles an ihm ist verwendbar, erfreut es uns doch selbst nach seinem Tode noch durch die liebliche Musik seiner Gedärme, wie eine höhere Tochter so treffend in einem Aufsatz über den Nutzen des Schafes bemerkte. Hier soll aber nur von seinem Aeußeren, der Wolle, die Rede sein, die einen bedeutenden Exportartikel Argentiniens bildet, wenn sie auch keinen so hohen Preis auf dem Weltmarkt erzielt, weil sie gewöhnlich stark verunreinigt in den Handel kommt.

Zur Zeit der Schur finden sich auf den Estancias Leute ein, die diese Arbeit im Akkord verrichten. Sie erhalten pro Schaf vier Cents, eine sehr anständige Bezahlung, wenn man bedenkt, daß ein gewandter Scherer am Tage 60, 100, ja selbst 120 Schafe scheren kann. Die Schur findet in einem Schuppen statt, vor dessen einer Tür eine Hürde für die ungeschorenen Schafe aufgestellt ist, während vor der andern eine dito für die ihrer Wolle beraubten steht, in der sie bis zum Abend bleiben müssen, um dann zusammen nach dem manchmal sehr weit entfernten Weideplatz getrieben zu werden. Dem Scherer sind warme Arbeitstage die angenehmsten, weil an ihnen die Wolle fettiger ist und sich leichter scheren läßt. Ihm ist es egal, ob die Luft in dem Schuppen gut oder schlecht ist, der auch noch zur Aufbewahrung von eingesalzenen Häuten dient, die in hohen Stapeln an den Wänden aufgetürmt liegen, bis sich der Transport nach Buenos Aires lohnt. Ihr Duft ist der gräßlichste, den man sich vorstellen kann. Ich kenne kein Brechmittel, das so prompt wirkt, wie dieser infernalische Geruch, der den Magen, hochzieht und umkrempelt, besonders wenn die Sonne so unbarmherzig auf das Wellblechdach scheint, daß die Luft im Schuppen flimmert. Rechnet man zu diesem Duft und der Hitze noch die Ausdünstung der Hunderte von Schafen und der Arbeiter und die quietschende Musik des immerwährend tätigen Schleifsteins, die durch das Klick—Klick der Scheren in kleine Stückchen geschnitten wird, so kann man sich ein wenn auch nur schwaches Bild davon machen, wie es jemandem zumute ist, der zum ersten male schert.

Vor den Toren in den Hürden sind einige Leute damit beschäftigt, die Schafe zu fangen und ihnen mit Riemen die Füße zusammen zu binden. Dann werden je zwei mit Handtaschen an den Beinhenkeln in den Schuppen getragen und vor dem Scherer auf den Boden gelegt, wo sie sich drehend und windend, liegen bleiben, bis sie an die Reihe kommen. Die Leute, die vor den Schafen knieen, während sie die Schere handhaben, sind im Umsehen mit einem fertig. Besonders sorgfältig gehen sie nicht mit ihren Opfern um. Kaum eins verläßt den Schuppen, ohne daß ihm der Friseur ein thaler- oder handgroßes Stück Fleisch mit abgeschnitten hat. „Remedio!" ruft er dann, und ein Bengel erscheint mit einem Eimer und pinselt das Heilmittel — Teer — mit dem Maurerpinsel auf. Ist ein Schaf fertig geschoren, so rafft der Arbeiter die Wolle zusammen und bringt sie dem Atador, der hinter einem großen Tisch steht und sie mit Bindfaden zusammenbindet. Für jedes geschorene Schaf händigt der Capataz, der die Aufsicht führt, dem Scherer eine Blechmarke aus, die abends eingelöst wird. Diese Latas nimmt der Scherer vorerst in den Mund, um ja keine Zeit damit zu verlieren, sie in die Gürteltasche zu stecken, und aus dem Munde kann sie ihm ja auch keiner stehlen. Eines von den geschorenen Schafen wird vor dem Schuppen am Spieß gebraten und erst nach der Abend- und Hauptmahlzeit findet jeder Muße, eine Zigarette zu rauchen und die Kameraden im edlen Wettstreit unsalonfähiger Witze möglichst zu schlagen. Wenn der Vorrat an solchen erschöpft ist, wickelt sich jeder in die Pferdedecke und schläft an der Wand des Schuppens, denn für die Gesellschaft dieser Criados (Knechte) dankt der richtige Gaucho, der mit Verachtung auf jeden herabsieht, der nicht zu Pferde arbeitet.

E. v. Hase.

Die Höflichkeit des Japaners.

Es mag vielleicht von gewissem Interesse sein, einige Punkte des Gegenteils von Höflichkeit des Japaners zu erfahren; denn in manchen Ausnahmefällen verletzt dieses höfliche Volk ganz offen den Kanon der Höflichkeit. Die Japaner, so schreibt Prof. B. H. Chamberlain in seinem Buche „Allerlei Japanisches", werden sich in den Straßen an Deine Fersen heften. Sie werden Dir offen widersprechen. Sie werden Dir auf Englisch antworten, wenn Du sie in ihrer eigenen Sprache anredest. Sie werden Dich über Deine Pläne ausforschen: „Wohin gehen Sie? Woher kommen Sie? Was für einen Beruf haben Sie? Sind Sie verheiratet? Wenn nicht, wie merkwürdig von Ihnen!" Wenn Du sie abschüttelst, so werden sie Deinen Diener ausfragen, und zwar vor Deinen Augen. Ein andermal, wenn sie hören, daß Du japanisch sprichst, werden sie die Köpfe wiegen und herablassend lächeln und einander gestehen, daß Du in der Tat ganz intelligent bist — ähnlich wie wir es tun bei einem dressierten Schwein oder einem Affen von einigermaßen außergewöhnlicher Geschicklichkeit.

Aber ein fundamentaler und durchgehender Bruch der Höflichkeitsnormen zeigt sich im Betragen von Dienern und anderen Untergebenen ihren Vorgesetzten gegenüber. Du sagst einem Jinrikshamann (Karrenführer), daß er Dich absetzen soll, weil Du einen Hügel hinaufsteigen willst. Wahrscheinlich wirst Du es viermal wiederholen müssen, bevor er gehorcht; er redet sich ein, daß das gewiß nicht Deine Absicht sein könne. Du befiehlst Deinem Koch, Hammelfleisch zu kaufen. Er geht schnurstracks hin und kauft Ochsenfleisch: er weiß, daß Ochsenfleisch billiger ist und will für Dich sparen. In der Tat ist Ungehorsam die Regel — aber nicht Ungehorsam aus bösem Willen, sondern aus einer unausrottbaren Voraussetzung des Untergebenen, daß er besser für seinen Herrn handeln könne als der Herr selbst. Manchmal trifft das zu; denn der einheimische Diener kennt die einheimischen Verhältnisse besser, als sein fremder Herr je hoffen kann, sie zu kennen. Manchmal trifft es auch zu, weil der einheimische Bedienstete geriebener ist als sein einheimischer Herr. „Einfältig wie ein Daimyo" (Lehnsherr) war fast ein Sprichwort der alten Feudalzeit.

Auch so gut.

John H. Twachtman zählt zu jenen Malern, die von den Fachleuten mehr gewürdigt werden als von Laien, die für die Eigenheiten seiner Landschaftsbilder wenig Verständnis haben.

Ein Kunstmäzen, der, wie die meisten seiner Art, mehr Geld als Verstand besaß, hatte eine Landschaft von Twachtman gekauft, hatte sie in seiner Gallerie aufgehängt und lud nun den Maler zur Besichtigung ein. Zuerst wurde sehr elegant gespeist, dann führte der Mäzen den Maler in die Gallerie vor das Bild.

„Hm, hm . . . es macht sich auch so ganz gut", sagte der Maler.

„Wie meinen Sie . . . auch so?"

„Ich habe es immer andersherum gehängt gehabt — Sie haben es unterst zu oberst . . . aber wie gesagt, es macht sich auch so ganz gut."

Bosheit.

„Sie bringen zu unserem Liebhabertheater doch hoffentlich noch einige Freunde mit?"

„Aber selbstverständlich, gnädige Frau, geteilter Schmerz, halber Schmerz!"

Rumänische Streiflichter.

Land und Leute.

Die nachstehenden Schilderungen rumänischen Lebens wurden vor dem Eintritt Rumäniens in den Krieg von einem Landwirt geschrieben, der mehrere Jahre dortselbst lebte und tätig war.

* * *

Bodenbeschaffenheit und Klima Rumäniens kennzeichnen es als Ackerbaustaat Im westlichen Teile gegen die Grenze Ungarns und im Nordwesten gegen die Bukowina zu ist das Waldland vorherrschend, man findet dort noch Partien richtigen Urwaldes. Die Forstkultur befindet sich noch im Anfangsstadium und die Qualität des gelieferten Holzes ist nicht gut. Das nötige Bauholz kommt deshalb größtenteils aus Siebenbürgen, wo ein mehr geordneter Forstbetrieb herrscht, und auch die Formation des Gebirges den Abtransport des geschlagenen Holzes leichter gestaltet. Der übrige Teil des Landes, im Norden die Moldau, im Süden die Walachei, rechts der Donau die Dobrudscha, dienen zu Ackerbau und als Weideland.

An Bodenschätzen zu erwähnen sind kleine Braunkohlenlager und die bekannten Petroleumquellen. Letztere bilden jedenfalls für die beteiligten Banken und für den Staat einen ergiebigen Einnahmeposten. Die Verkehrsmittel im Lande, Eisenbahn, Post und Schiffahrt sind in gutem Stande und besitzen ganz moderne Einrichtungen. Die Industrie ist nur in den größeren Städten vertreten, kann aber, wie leicht erklärlich, infolge des Mangels an Rohmaterial, Kohle und Erzen, sich nicht entwickeln. Von Bedeutung sind einige Industriezweige, welche landwirtschaftliche Produkte verarbeiten, nämlich Spiritusbrennereien, Bierbrauereien und Zuckerfabriken. Ein Hindernis für die Industrie ist auch der Mangel an Arbeitskräften. Rumänische Arbeiter aus dem Flachlande eignen sich zur Arbeit in einem Fabrikbetriebe nicht, diejenigen aus dem Gebirge sind ohnehin kaum ausreichend für den Bedarf an Dienstpersonal in den Städten, wo sie als Kutscher, Lagerarbeiter und Handlanger wegen ihres Fleißes und Zuverlässigkeit gesucht sind. Tüchtige Arbeiter müssen sogar noch aus dem ungarischen Siebenbürgen geholt werden, besonders die weiblichen Dienstboten für die städtischen Haushaltungen, Spitäler und Gasthäuser. Weibliche Dienstboten aus dem rumänischen Flachlande sind nicht beliebt. Nach Ansicht der Einheimischen seien diese zu stolz zum Dienen, in Wirklichkeit haben sie keine Lust zu einer ausdauernden und gewissenhaften Tätigkeit und sind schwer zu unterrichten. Es fehlt ihnen die Gewöhnung zu Ordnung und Arbeit von früher Jugend auf.

Beim erstmaligen Besuch eines rumänischen Dorfes bekommt man einen schläfrigen und melancholischen Eindruck. Breite Straßen, im Sommer ungemein staubig, im Herbst und Frühjahr mit dickem Schlamm bedeckt, werden nur von einzelnen, freilaufenden Haustieren belebt. Die ebenerdigen Häuser stehen in einer Umzäunung aus Holz, Mauerwerk oder Erde, dazu noch einige Stroh- und Heuhaufen und sehr einfache Stallgebäude. Menschen sind nur wenige zu sehen, die Männer sind auf dem Felde bei der Arbeit, als Hirten bei der Herde oder auf irgend einem der zahlreichen Märkte. Die Frauen sind im Hause, meist in Gesellschaft von Nachbarinnen und spinnen Wolle und Hanf, weben und sticken. Das ist ihre Lieblingsbeschäftigung während des größten Teils des Jahres. Der sonstige Haushalt nimmt sie wenig in Anspruch; die Hauptnahrung im ganzen Lande ist das Maisbrot, genau so zubereitet wie die italienische Polenta. Dazu gibt es Schafmilch, Schafkäse, Zwiebel oder Bohnensuppe und sonstige Gemüsearten, Fleisch kommt selten auf den Tisch. Es ist weniger Sparsamkeit die Ursache dieser bescheidenen Küche, als die Scheu vor mehr Arbeit. In den ländlichen Gasthäusern ist's genau so, der Reisende tut deshalb gut daran, seinen Mundvorrat selbst mitzuführen.

Obst- und Gemüsegärten sind bei den ländlichen Besitzungen selten. Das Grüngemüse wird in ganz Rumänien für Stadt und Dorf durch bulgarische und serbische Pachtgärtner gepflanzt und auf den Markt gebracht. Sie kommen im Frühjahr auf ihr Pachtland und gehen im Herbst mit schönen Ersparnissen wieder in ihre Heimat. Dieses Abwandern mit dem baren Geld ist den Einheimischen allerdings ein Dorn im Auge. Aber das Gesetz verbietet den Fremden den Ankauf von Ackerland, nur in den Städten ist der Erwerb von Grund und Boden ihnen erlaubt. Die Erwerbung des Staatsbürgerrechtes ist ebenfalls so gut wie unmöglich. Der Staat, der seine Landbevölkerung als wenig konkurrenzfähige Arbeiter kennt, hat ja gewiß die beste Absicht mit jenem Feldkaufverbot gehabt, in Wirklichkeit aber entsteht kein Nutzen daraus. Denn jetzt beruht ein großer Teil des Feldbaues auf Pachtbetrieben mit einer Pachtzeit von höchstens fünf Jahren; hiermit ist räuberische Ausbeutung des Bodens gegeben.

Die Bojaren nämlich, die Großgrundbesitzer, deren Ländereien bei den meisten Ortschaften vorhanden sind, die diesen Besitz aber nur selten in eigenem Betriebe bewirtschaften, verpachten ihn gegen einen Teil der zu erhoffenden Ernte an die Kleinbauern, oft auch an mehrere Unternehmer und diese erst wieder an die genannten Kleinbauern. Nun hätte zwar der einzelne Bauer fast ausnahmslos genügend Land, um sein Auskommen zu finden, bei seiner rückständigen und nachlässigen Arbeitsweise genügt ihm jedoch der Ertrag dieses Eigenlandes nicht und er ist auf das Pachtland des Bojaren angewiesen. Die reichen Bojaren leben in der Stadt als Privatleute, die kleineren sind Beamte oder gehören freien Berufen an. Bei der Verpachtung ihrer Felder stellen sie höchstens die Pflüge, Samengetreide, vielleicht auch eine Dreschmaschine zur Verfügung und überlassen die weitere Aufsicht einem Rechnungsführer, der vom Feldbau wenig oder nichts versteht, hingegen nach der Ernte von den Pächtern möglichst viel herauszupressen versteht durch verwickelte Berechnungen, möglichst hohe Anrechnung von Vorschußgeldern und sonstige Abzüge. So bleibt den Bauern nie recht viel Verdienst, sie fühlen sich benachteiligt und führen Prozesse. Außer dem Pachtzins haben sie auch vielerorts weitere Leistungen in Naturalien zu übernehmen, so muß z. B. der Kleinbauer an bestimmten Terminen einen Korb voll Eier, ein Lamm und sonstiges am Wohnsitz des Bojaren abliefern und dazu eine Wagenfahrt unternehmen, die zwei Tage, vielleicht gerade während wichtiger Arbeitsmonate, in Anspruch nimmt. Häufig sind dann solche Bauern in der Stadt anzutreffen, wie sie von den Herrlichkeiten des Stadtlebens, wohl auch den ungewohnten des Alkohols, verlockt, sich zur Rückfahrt ins Dorf nur schwer entschließen können.

Die Bemühungen des Staates, durch Ausbildung junger Leute den landwirtschaftlichen Betrieb zu heben und rentabel zu machen, haben wenig Erfolg gehabt. Wenn die jungen Leute ihr Diplom in der Tasche hatten, hüteten sie sich zumeist, auf das wenig Unterhaltung bietende Dorf zu ziehen, sondern blieben in der Stadt in irgend einem anderen Beruf. Trotz alledem gibt es eine schöne Anzahl von Großgrundbesitzern, namentlich im nördlichen Teile des Landes, welche ihren Besitz selbst bewirtschaften und zwar in neuzeitlicher Weise und mit bestem Erfolge. In der Nähe der Hauptstadt befand sich ein als Mustergut zu schätzendes Besitztum des Königs von Rumänien. Es hatte große Molkrei, die ihre Produkte zu schönen Preisen in die Hauptstadt lieferte.

Das Volk, besonders das ländliche, hat eine große Vorliebe für einfache Lebenshaltung, für einfache Werkzeuge und für einfache Arbeit mit ausgiebigen Ruhepausen. Zur Behandlung von Maschinen findet man wenig geeignete Leute, schon etwas komplizierter gearbeitete Werkzeuge sind unbeliebt. Mit einem stumpfen Beil und einer noch stumpferen Säge kommt der Zimmermann zum Bauplatz, die Arbeit fällt auch entsprechend aus; der Schmied liefert ein Stück, das sogar den Einheimischen zu dem gutmütigen Spott auffordert: „Schmiede dieses Eisen, aber binde es gleich mit einem Bindfaden", man macht sich also auf eine baldige Reparatur gefaßt. Bessere Handwerker stammen aus Ungarn (Ungarische Rumänen!), Oesterreich, Deutschland und dem übrigen Auslande. Sie sind gesucht, gut bezahlt, ihr guter Verdienst erregt aber den Neid der Einheimischen.

Richtig wohl fühlt sich der Bauer draußen auf weitem Feld bei seiner Herde. Oftmals auf meinen Wagenfahrten durch das Land hörte ich aus der Ferne die Hirtenflöte klingen. Und beim Näherkommen sah ich zwei Männer, einer spielte die Flöte und der andere tanzte. Es waren aber nicht junge Burschen, die sich zum feiertäglichen Tanz mit ihren Schönen von daheim einübten, sondern zwei alte Knaben, vielleicht 70jährige, aber lustig und guter Dinge, weil es gar so schön ist, ein Hirte zu sein. Und wenn wir zufällig bekannt mit einander waren, da gab es kräftigen Handschlag und einen Schluck aus meiner Feldflasche. Und sie reichten als Gastgeber den Fremdlingen einen Eimer mit frischer Schafmilch, stundenlang saßen wir zusammen am Feuer und erzählten dies und jenes.

Im Umgange mit Fremden, auch mit den Städtern seines Heimatlandes, ist der ländliche Bewohner nicht unhöflich, zeigt aber immer etwas Nationalstolz. Im Geschäft ist er gegen den Fremden überaus mißtrauisch, den Handel mit ihm besorgt der Einheimische, mehr noch Griechen und Juden. Sein Mißtrauen gegen die städtischen Herren und die Beamten ist wohlberechtigt. Obwohl reichlich viel Schreibkundige unter den Bauern zu finden sind, fällt es auch diesen sehr schwer, beim Verkehr mit einer Behörde ohne Leistung einer besonderen Zahlung etwas zu erreichen. Der Bakschisch spielt eine große Rolle.

Nach Schluß der Feldarbeiten im Herbst kommt auch das Vergnügen zur Geltung. Auf Jahrmärkten bei Musik und Tanz gibt die bunte Volkstracht ein lebhaftes, farbenreiches Bild. Es ist lobenswort, daß das Volk an den alten Gebräuchen und besonders an der alten Art der Kleidung festhält. Das Hanfleinengewebe, die Lodenkleidung der Männer, die buntgestickte Wäsche der Frauen und Mädchen, deren schleierartige Kopftücher und auch die Umhängetaschen für den Mundvorrat, alles ist in der häuslichen Werkstätte gefertigt. Gegen Alkohol verhält sich der Rumäne jeden Standes genügsam, in den Städten ist infolge der vielen Gelegenheit selbstverständlich ein größerer Verbrauch zu bemerken.

Im Gegensatze zu dem auffallend ruhigen Dorfleben spielt sich der städtische Verkehr um so lärmender ab. Am Bahnhofe zwischen sehr eleganten Fuhrwerken kleine Wagen, an denen alles wackelt und klappert, ein holpriges Pflaster, Kutscher, die auf ihre Pferde losschreien, Ausrufer mit Eßwaren und Zeitungen, verursachen ein Getöse, das einer besseren Sache würdig wäre, gehören aber nach Ansicht des Städters zur Würze des Stadtlebens. Man hat sehr gute Nerven. Der Städter verwendet, obwohl im sonstigen Lebensunterhalt ebenso genügsam und anspruchslos wie der Landbewohner, einen beträchtlichen Teil seines Einkommens auf Kleidung und Auftreten in Gesellschaft, dies bezieht sich auf mittlere und untere Beamtenschaft und Mittelstand. Die höheren und gut situierten Kreise zeigen sich wenig, leben viel Zeit im Auslande; überhaupt gehört es zum guten Ton, mindestens einmal in Paris gewesen zu sein.

In den Städten sind überall die Fremden in Geschäften, als Handwerker, auch als Aerzte und Techniker zu treffen. Nach den Griechen dürften die Deutschen die größte Fremdenkolonie bilden. Die vielen Fremden sind wegen ihrer Leistungen zwar geachtet, aber auch beneidet, wie ich schon einmal erwähnt habe. Ohne sie aber wäre das Leben dortzulande doch auf nur sehr bescheidene Ansprüche zugeschnitten, wie die zahlreichen Rumänen gebildeten Standes selbst erklären. Was für ein Leben wäre im Lande ohne die fremden Handwerker und Kaufleute, ohne die fremden Techniker und sonstigen Arbeiter, wobei ich die bulgarischen und serbischen Gärtner und Erntearbeiter nicht vergessen möchte; deren Zahl allein dürfte mit einer Viertelmillion nicht zu hoch geschätzt sein.

Die Wohnungsverhältnisse in den Städten sind meist ganz angenehm. Vorherrschend sind die Kleinbauten für ein oder zwei Familien, mit Garten und Hof. Wenn man in derartigen Miethäusern auch manche neuere Ausstattung vermissen muß, so empfindet doch auch der Fremde nach kurzer Gewöhnung die Ungebundenheit eines derartigen Wohnens als angenehm. Reichlich Licht, Sonne und Luft machen so manchen Verstoß gegen moderne, sanitäre Regeln unschädlich. Regeln und Polizeivorschriften liebt man in Rumänien nicht. Und der Einheimische ist stolz auf die fehlenden Vorschriften, noch stolzer aber auf die von ihm geübte Mißachtung der wirklich bestehenden. Er nennt das „Freiheit", auf die der Fremde bei allen möglichen Anlässen hingewiesen wird. Es ist dies eine kleine Begriffsverwechslung, genau so wie diese, daß man dortzulande von einem Menschen, der ein Geschäft nicht ganz einwandfrei zu seinem Nutzen gestaltet hat, die Ansicht hat: „Er hat Verstand". Leider wird nur zu oft diese Art Verstand bei Behörden, auch bei Männern der Politik gefunden, jeder sucht sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, solange dazu Zeit und Gelegenheit ist; zu letzterer kann man durch einen Protektor gelangen. Und so kann es leicht geschehen, daß ein junger intelligenter Mensch aus einem Anwaltsschreiber zum Waldbauinspektor wird und den schönsten Wald anlegt, zwar nur auf dem Papier. Der Wald gedeiht recht günstig, allerdings auch nur in den Berichten, bis die politische Gegenpartei gelegentlich diese Praxis entdeckt. Inzwischen hat aber der Herr Waldbauinspektor einen Teil des Landes verpachtet als Weideland und in einem anderen Teile ein Kies- und Sandlager entdeckt und damit einen regen Handel betrieben. Der Mann hat eben Verstand.

Doch gibt es auch eine große Zahl von Männern im Lande, die wirklich auf das Wohl der Allgemeinheit bedacht sind und, falls ihre Stellung die Macht dazu gibt, gegen Mißstände scharf vorgehen; die Gesetze sind vollkommen ausreichend.

Der Fremde kommt nach längerem Verweilen im Lande zu der Ueberzeugung, daß vieles, beim ersten Anblick als sonderbar Erscheinende, dennoch berechtigt und nützlich ist, daß aber mehr Betriebsamkeit, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit dem ganzen Volke ein reicheres Einkommen auf der gleich großen Landfläche schaffen könnten, als früher erzielt worden ist.

Das nationale Spiel.

Wie ein Bericht in deutscher Sprache lauten würde.

Das nationale Spiel . . . . . eigentlich gibt es zwei nationale Spiele, ein „indoor": Poker, ein „outdoor": Baseball.

Wir wollen uns heute nur mit dem Letzteren befassen. Es ist uns wiederholt nachgesagt worden, dem Baseball mehr Aufmerksamkeit und mehr Raum zu widmen, da eine sehr große Zahl der „Fans" (Baseballfexen) Amerikaner deutscher Abstammung seien. Diese hätten dann ein gutes Recht darauf, in ihrer (d. h. in unserer) Zeitung Berichte über das Ballspiel zu erwarten.

Offenbar ist man einer Kollegin im Westen, der „Los Angeles Germania" mit demselben Anliegen nahegetreten. Das genannte Blatt schreibt: „Einer der Straßenverkäufer der „Germania" äußerte sich unlängst, er könnte das Geschäft für uns verdoppeln, wenn wir die neuesten Nachrichten über das Baseballspiel veröffentlichen würden.

Um eine Probe zumachen, schickten wir gestern unseren Druckerteufel, welcher behauptet, ein Sachverständiger zu sein, nach dem Baseballpark, um Bericht zu erstatten.

Hier ist sein Repart, den wir erst heute aus der Sportsprache verdeutschen mußten, ehe er verständlich wurde:

„Farmer, macht drei Treffer in fünfmal auf. Er spazierte einmal, machte ein Doppeltes und setzte drei Rennen auf die Rechnung.

In der vierten Sprosse hatte McCabe den Fourier und Ellis ihre Köpfe abschwingen nach einer langsamen Sphäre.

In der Fünften, für das zweite Mal in zwei Tagen, wurde Ryan aus dem Spiel hinausgestellt. Er haute in ein doppeltes Spiel und hatte zu viel zu sagen über den Bescheid, wie Obmann Frary behauptet.

In der Siebenten, Fournier reichte nach einem hohen und es ging am Dritten vorbei für ein reinliches Doppelt.

Die Achte war die große Reihe. Jeder Mann auf dem Salzsee-Klub knüttelte. Siglin machte ein Doppeltes, Grandall, Miller, Orr und Konnick vereinzelten für ein Ganzes von vier Rennen.

In der Neunten, Siglin schrieb die fehlende Gesichtsbildung des Spieles an. Er machte einen großen, einhändigen Halt von Chicks heißer Fahrt zwischen Prima und Sekunda, sich selbst bei Prima hinauswerfend. Lapan und Valencia arbeiteten für Los Angeles in der letzten Sprosse."